

Ein höchst sonderbarer Kalender

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **33 (1991)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein höchst sonderbarer Kalender

von Hilde Ribí

Zeichnung von Verena Zinsli-Bossart

Ein Glückwunsch

Hilde Ribí-Brunner, unsere treue Mitarbeiterin, die unser Periodikum seit vielen Jahren regelmässig mit den Perlen ihrer historisch-literarischen Könnerschaft bedenkt, durfte am vergangenen 24. April ihren 80. Geburtstag be-

gehen. Auch wenn sie sich bei diesem Anlass jede Feierlichkeit verbat und den Tag des Eintrittes in ihr neuntes Dezennium still und zurückgezogen beging, können wir bei der Veröffentlichung ihres neuen Beitrages auf eine kleine Glückwunschartikulation an sie nicht verzichten.

Auf ein ungemein bewegtes Leben darf unsere liebe Autorin zurückblicken. Gebürtige Thurgauerin, wuchs sie als Arztochter im glarnerischen Linthal auf, besuchte dann das Lehrerseminar in Zürich und wirkte seit 1936 als Primarlehrerin in der Stadt Zürich. Nicht weniger als 52 Erstklässler-Kinder waren ihr in den Anfängen ihrer praktischen Tätigkeit anvertraut, und die Zahl von 32 wurde nie unterschritten. Während der Kriegsjahre war ihr berufliches Dasein besonders streng. Mit den Anfängern hatte sie sich mit einem provisorischen Schullokal abzufinden, dessen Beheizung angesichts des Kohlenmangels überaus schwierig war. Auf mehr als 9 Grad tagsüber sei die Zimmertemperatur nie gestiegen. Dazu setzte ihr als Alleinstehender der Kalorienmangel zu. Mit 100 g Butter und einem halben Ei pro Monat hatte sie sich zu begnügen. Dauernde Überarbeitung und mangelnde Kost führten bei Hilde Ribí im Jahre 1943 zum Ausbruch eines Lungenleidens, das sie während eines halben Jahres zu einer Davoser Lungenkur zwang.

Im Jahre 1945 verehelichte sich unsere Jubilarin mit Dr. Adolf Ribí, diesem Hochbegabten, der trotz mehrfachen Studienabschlüssen (in



Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte und Orientalistik) sich im praktischen Leben mit sehr geringen Diäten abfinden musste. Frau Ribbi war ihm fortan Stütze und Hegerin. Seit ihr Lebensgefährte am 22. Dezember 1988 von ihr aus diesem Leben Abschied nahm, sinnt sie in ihrem Heim, umgeben von einem unendlich reichen Bücherschatz und eingepfercht in eine Unmasse von kulturhistorischen Dokumenten, die sie sammelte, der Vergangenheit mit leiser Wehmut nach. Frisch und aktiv, wie sie trotz allen erfahrenen Bedrängnissen bleiben durfte, wird sie sich aus ihrer Klause hoffentlich noch oft in diesen Blättern zum Wort melden, und wir werden ihr, dankbar für den Reichtum ihrer Gaben, jedesmal mit Freude Gastrecht gewähren.

P. M.

Ein höchst sonderbarer Kalender

Die Französische Revolution hat ihrem Land nicht nur die blutigsten Greuel, sie hat ihm ab dem 5. Oktober 1793 auch einen hausgemachten Kalender beschert, der in seiner Willkür unabdingbar verbindlich in Kraft blieb, bis ein knappes Dekret ihm am 5. September 1805 ein Ende setzte, woraufhin jedermann straflos wieder zu der altvertrauten Zeitrechnung, dem sog. Gregorianischen Kalender, zurückkehren durfte. Mit tierischem Eifer ward seinerzeit an die Verwirklichung und augenblickliche Inkraftsetzung dieses Kalenders gegangen.

Die Vossische Zeitung in Berlin – ihr literarischer Teil wurde Mitte des 18. Jahrhunderts souverän von Gotthold Ephraim Lessing besorgt – hat ihren Lesern seinerzeit gelassen die Stationen dieser Neukreation aus dem Nachbarland übermittelt. Wir bringen ihre Informationen nachfolgend im Wortlaut:

Vossische Zeitung, Berlin 1793. Nr. 120. *Romme hat in seinem Bericht über die künftige Einrichtung der Kalender in Vorschlag gebracht, dass das Jahr künftig mit dem Monat September als demjenigen anfangen, in welchem die Republik ihren Anfang genommen hat. Wahrscheinlich werden auch die Tage und Monate ihre Namen verändern müssen, um republikanischer zu klingen. Für den August*

schlug man schon den Namen Sanskulottenmonat, und für den Montag den Namen Piken-tag vor.

Vossische Zeitung, Berlin 1793. Nr. 126. Paris, vom 7ten Oktober. *(Über Altona). Wegen des neuen Kalenders wurde vorgestern von dem Konvent folgendes dekretirt 1) Die Zeitrechnung der Franzosen beginnt mit der Gründung der Republik den 22sten Sept. 1792, die an dem Tage ihren Anfang nahm, wo die Sonne um 9 Uhr 18 Minuten und 30 Sekunden des Morgens nach Pariser Rechnung in das wahre Herbstäquinoktium tritt. 2) Die bisherige gemeine Rechnung wird für den bürgerl. Gebrauch als unbrauchbar erklärt. 3) Der Anfang jedes Jahres ist auf Mitternacht gestellt, welche den Tag begränzt, auf den das Herbstäquinoktium fällt. 4) Das erste Jahr der französischen Republik hat mit der Mitternacht des 22sten Septembers 1792 angefangen, und mit der Mitternacht zwischen dem 21sten und 22sten Sept. 1793 aufgehört. 5) Das Dekret, welches den Anfang des zweiten Jahres auf den 1. Jan. 1793 stellt, ist aufgehoben. 6) Das Jahr wird in 12 gleiche Monate getheilt, jeden Monat von 30 Tagen, nach welchen 5 Ergänzungstage folgen, die zu keinem Monat gehören. 7) Jeder Monat wird in 3 Dekaden, jede zu 10 Tagen eingetheilt. 8) Die Jahre, welche einen Schalttag erhalten, werden Olympische heissen, und die Periode von 4 Jahren, welche sich durch ein Olympisches Jahr endigt, wird Olympiade genannt. 9) Der Schalttag wird jedesmal nach den 5 Ergänzungstagen gestellt und Revolutionstag genennt. 10) Der Tag von Mitternacht zu Mitternacht wird in 10 Theile getheilt, deren jeder wieder aus 10 andern besteht, und so weiter bis zur kleinsten möglichen Proportion. 11) Der Unterrichtsausschuss hat nun den Befehl erhalten, den neuen Kalender in verschiedenen Formaten mit einer Anweisung zum Gebrauch drucken zu lassen.*

Vossische Zeitung, Berlin 1793. Nr. 135. Paris, den 28. Oktober. *Der Konvent hat dekretirt, dass für den neuen Kalender Benennungen der Monate und Tage erdacht werden sollen, die harmonisch, kurz, leicht auszusprechen und leicht zu behalten sind. Fabre d'Ég-*

lantine brachte einige in Vorschlag, die Beifall erhielten, z.B. Florial für den Mai, und Messidor für den Augustmonat. Endlich wurden folgende Namen für die Monate angenommen: Vindimaire vom 22. Sept. bis 22. Oktbr., Brumaire bis zum 22. November, Frimaire bis 22. Dec. Die 3 Wintermonate heissen Niveos, Pluvios, Ventos; die 3 Frühlingsmonate Germinal, Florial, Prairial; die 3 Sommermonate Messidor, Herbidor, Fruktidor. Die Tage jeder Dekade heissen: Primi, Duodi, Dridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Oktodi, Nonodi, Dekadi. (In einer Fussnote bemerkt die Redaktion: der Septidi wurde in der Zeitung vergessen). Die 5 Ergänzungstage heissen Sanskulottades, und werden den Festen der Tugend, des Genies, der Arbeit, der Meinung und der Belohnung geweiht.

Die Drahtzieher der Französischen Revolution hatten nicht nur das Königtum abgeschafft. Der Glaube an Gott und die ganze Christenheit wurden ruchlos geschändet. Die vom Volk so geliebten Namen der Heiligen durften nicht mehr im Kalender erscheinen. Wein-, Nebel- und Frost-, Schnee-, Regen- und Wind-, Keim-, Blüten- und Wiesen-, Ernte-, Hitze- und Fruchtmonat wurden proklamiert, und jeder einzelne Tag des Jahres erhielt irgendwelch willkürliche Bezeichnung aus dem Pflanzen-, dem Tier- oder dem Mineralienbereich.

Die Kirchen wurden zu Tanzsälen, man stellte Bildsäulen der Freiheit auf die Altäre, und dies nicht nur in Paris. Das herrliche Münster zu Strassburg beispielsweise wurde zu einem Tempel der Natur und der Philosophie erklärt. Frohlockend holten respektlose Jakobiner, dieses grausige Dienstvolk der Revolution, heilige Bücher, Kultgerät und Reliquien aus seinen Räumen und verbrannten sie auf einem lodernden Scheiterhaufen. In Paris triumphierten gellend die Fisch- und Höckerweiber, drangen in kreischenden Rotten in Klöster ein, züchtigten die Nonnen mit Ruten, schlugen sie erbarmungslos blutig, weil sie angeblich die ihnen zum Unterricht anvertrauten Kinder wider die Revolution einzunehmen versucht hätten.

In der Nationalversammlung wurde im Sep-

tember 1791 verfügt, dass die Tortur, die Strafe des Galgens, des Rades und ähnliche Praktiken abgeschafft und aus Gründen der Humanität nur mehr mit dem Fallbeil getötet werden solle. Ein anscheinend gnädiger, letzten Endes aber ein schrecklicher Entschluss. Es starben während der Schreckensherrschaft in Frankreich über 600 000 Menschen auf dem Blutgerüst, denn Guillotinen wurden bald schon allenthalben aufgerichtet. Der Arzt Joseph Ignace Gouillotin (1738 – 1814), der sich zum Wohle der dem Tode Verfallenen für diese Köpfmachine insbesondere eingesetzt hatte, mag manch schlaflose Nacht erlitten haben, als er erkennen musste, wie fleissig und pausenlos sein Rat befolgt wurde, auch wenn er keineswegs der Erfinder des Fallbeils war. Es war gebräuchlich schon bei den alten Persern. Ähnliche Vorrichtungen gab es im Mittelalter bei fast allen Völkern. Die Köpfmachine, lesen wir in einem alten Lexikon, besteht im wesentlichen aus zwei, oben durch einen Querbalken verbundenen Ständern, zwischen welchen in Falzen ein scharfes, schräg gestelltes Eisen durch seine eigene Schwere mit Heftigkeit auf den Nacken des darunter liegenden, auf ein Brett gebundenen Verurteilten herabfällt. Die Sicherheit und Schnelligkeit, womit diese Maschine den Kopf vom Rumpfe trennt, gibt ihr den Vorzug vor dem mit der Hand geschwungenen Schwerte oder Beile.

Doch kehren wir zurück zu «unserem» Kalender und damit neuerdings zu der in ihrer Haltung und Informiertheit vorbildlichen Vossischen Zeitung. Sie bot ihren Lesern im Mai 1794 eine ausgezeichnete Darstellung der Situation in Paris.

«Paris, den 9. Mai. *Vorgestern erstattete Robespierre den schon lange erwarteten Bericht über die Dekaden-Feste. In dem Eingange seines Berichts sagte Robespierre unter anderm: Die Vernunft des Menschen gleicht noch immer dem Erdenrunde, die eine Hälfte liegt in Finsterniss, die andere ist erhellt. Die Europäischen Völker haben erstaunliche Fortschritte in Künsten und Wissenschaften gemacht, aber noch sind sie in Unwissenheit über die ersten Begriffe von öffentlicher Moral. Sie wissen al-*

les, nur nicht ihre Rechte und Pflichten. Woher diese Mischung von Geist und Sinnlosigkeit? Daher, weil zur Fertigkeit in Künsten nichts weiter gehört, als seinen Leidenschaften zu folgen; während man diese überwinden muss, wenn man seine Rechte vertheidigen und die Rechte eines andern ehren soll.

An einer andern Stelle heisst es (freilich ohne Grund): Bei andern Nationen in Europa ist ein Künstler, ein Arbeiter ein Geschöpf, das zum Vergnügen der Reichen und Edelleute abgerichtet ist; in Frankreich suchen die Edelleute Künstler und Arbeiter zu werden, und es wird ihnen schwer, diese Ehre zu erhalten. (Nebenbei bemerkt, durch ein Dekret gegen die Adligen u. Fremden ist die Volksmenge in Paris wenigstens um 60 000 Personen vermindert worden, gab die Vossische Zeitung im selben Monat Mai des Jahres 1794 bekannt).

Nach einem langen Eingang legte Robespierre ein Glaubensbekenntnis für das französische Volk und ein Dekret vor, welches auch angenommen wurde. Der wesentliche Inhalt desselbern ist folgender:

1) Das Französische Volk glaubt an das Daseyn des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele. 2) Es erkennt die Ausübung der Pflichten als den Gottesdienst an, der des höchsten Wesens würdig ist. 3) Unter diese Pflichten rechnet es Abscheu vor Unredlichkeit und Tyrannei, Unterstützung der Unglücklichen, achtungsvolle Behandlung der Schwachen, Vertheidigung der Unterdrückten, Erweisung alles möglichen Guten und völlige Gerechtigkeit gegen Andere. (Wie alle diese Pflichten bisher von dem Französischen Volke erfüllt worden sind, weiss ganz Europa). 4) Es sollen Feste angeordnet werden, um den Menschen an die Gottheit und an seine eigene Würde zu erinnern. 5) Diese Feste sollen ihre Namen von den glorreichsten Begebenheiten der Revolution, von den schätzbarsten und nützlichsten Tugenden und von den grössten Wohltaten der Natur erhalten. 6) Die Französische Republik wird alle Jahre die Feste vom 14ten Juli 1789 (Einnahme der Bastille), vom 10ten Aug. 1792 (das Blutbad in den Tuilerien), den 21ten Januar 1793 (die Hinrichtung des unglücklichen

Ludwig XVI.) und vom 31. Mai 1793 (den Sieg der Bergparthei über die Girondisten) begehen. 7) An den Dekaden-Tagen wird sie folgende Feste feiern: Dem höchsten Wesen und der Natur. (Einige öffentliche Blätter machen hieraus zwei besondere Feste; das ist aber vermuthlich falsch, weil sonst 37 Dekaden-Tage herauskämen, da doch das Französische Jahr nur 36 hat). Dem menschlichen Geschlecht. Dem Französischen Volke. Den Wohlthätern der Menschheit. Den Märtyrern der Freiheit. Der Freiheit und Gleichheit. Der Republik. Der Freiheit der Welt. Der Vaterlandsliebe. Dem Hasse gegen Tyrannei und Verräter. Der Wahrheit. Der Gerechtigkeit. Der Schamhaftigkeit. Dem Ruhm und der Unsterblichkeit. Der Freundschaft. Der Mässigkeit. Dem Muthe. Der Redlichkeit. Dem Heldensinn. Der Uneigennützigkeit. Dem Stoicismus. Der Liebe. Der ehelichen Liebe. Der väterlichen Liebe. Der mütterlichen Zärtlichkeit. Der Kindertreue. Der Kindheit. Der Jugend. Dem männlichen Alter. Dem hohen Alter. Dem Unglück. Dem Ackerbau. Dem Fleiss. Den Voreltern. Den Nachkommen. Der Glückseligkeit 8) Die Ausschüsse der öffentlichen Wohlfahrt und des öffentlichen Unterrichts sollen einen Plan zur Einrichtung dieser Feste vorlegen. 9) Der National-Konvent fordert alle Talente, die der Menschheit zu dienen würdig sind, auf, zur Einrichtung dieser Feste durch Hymnen und bürgerliche Gesänge beizutragen und Mittel anzugeben, wie sie zu verschönern und noch nützlicher zu machen sind. 10) Der Ausschuss des öffentlichen Wohls wird die Werke auszeichnen, welche ihm zu diesem Endzwecke die besten scheinen, und ihre Verfasser belohnen. 11) Das Dekret vom 18ten Frimaire, welches die Freiheit des Gottesdienstes sichert, bleibt in seiner Kraft. 12) Jede aristokratische und der öffentlichen Ordnung zuwider laufende Versammlung soll unterdrückt werden. 13) Wenn irgend ein Gottesdienst Gelegenheit oder Anlass zu Unruhen giebt, so sollen diejenigen, welche sie durch fanatische Predigten oder durch gegenrevolutionaire Insinuationen anstiften, so wie diejenigen, welche sie durch ungerechte oder angemassete Gewalt veranlassen, gleichfalls nach der Strenge der Gesetze

gerichtet werden. 14) Über die besondern Einrichtungen, welche dieses Dekret erfordert, ist ein eigener Bericht zu erstatten. 15) Am 20sten des bevorstehenden Prärial oder Wiesenmonats (den 8ten Junius) soll ein Fest zu Ehren des höchsten Wesens gefeiert werden. (Der Mahler und Konvents-Deputirte David wird den Plan dazu machen.)

Couthon trug, als dieses Dekret genehmigt war, noch darauf an, dass es in ausserordentlicher Anzahl gedruckt, allgemein vertheilt, überall angeschlagen, in der ganzen Republik verbreitet, in alle Sprachen übersetzt und in alle Länder verschickt werden sollte.

Wozu die Vossische Zeitung lakonisch vermerkt: Wozu das letztere nützen kann, ist freilich nicht recht zu begreifen, denn die Europäischen Nationen werden ihre alte Religion doch gewiss nicht gegen die neuerfundene Französische vertauschen wollen.

An den guten Willen, an echte Menschenfreundlichkeit Robespierres glaubte kein Mensch, auch wenn er sich noch so landesväterlich gebärdete. Er war ein gefürchteter, gleisnerischer, ein unerbittlicher Despot. Schon am 26. Juli, am 9. Thermidor, wenige Wochen nachdem er obgenannten Festtagskalender in heuchlerischer Fürsorge für sein Volk verkündet hatte, endete sein Leben und das von 92 seiner Verschworenen auf dem Schaffott.

Wiederum sind die erregenden Vorgänge in der mehrfach zitierten Berliner-Zeitung in einem ausladenden Passus so anschaulich, und vermutlich so faktenreich wie möglich geschildert, dass wir auch diesen Text, mit einigen wenigen Auslassungen, nachfolgend im Wortlaut wiedergeben. Aus Frankfurt übrigens verlautete in jenen Tagen, man habe berechnet, dass von den 721 Konventsmitgliedern, die am 17. Juni 1793 über das Schicksal Ludwigs XVI. stimmten, seit dieser Zeit 52 guillotiert, 9 eines gewaltsamen und eben so viele eines natürlichen Todes gestorben seien. Einer befände sich auf den Galeeren, 5 in österreichischer Gefangenschaft und ihrer 70 seien theils vogelfrei, theils sässen sie in den Gefängnissen von Paris.

Und nun die Vossische Zeitung. Berlin 1794. Nr. 97. Paris, den 30. Jul. *Robespierre hat seine Rolle wirklich ausgespielt. Diese Begebenheit ist zu wichtig, als dass wir nicht die nähern Umstände, so viel wir davon wissen, bekannt machen sollten. . . . Bekanntlich hatte der Wohlfahrtsausschuss, der aus Robespierre und mehreren ihm ganz ergebenen Mitgliedern bestand, fast alle Gewalt an sich gezogen, und herrschte mit einer mehr als despotischen Tyrannei. Jedermann, selbst der Konvent, fühlte diesen Druck, denn kein Deputirter durfte es mehr wagen, seine Meinung frei zu bekennen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sogleich arretirt und hingerichtet zu werden. Dieses verursachte Missvergnügen und eine geheime Verbindung mehrerer Deputirten, und da derselben noch einige Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses beitraten, weil auch diese von der Mehrheit der Anhänger des Robespierre unterdrückt wurden, so fassten sie, gestützt auf die Verbindung mit vielen Konventsmitgliedern, den Entschluss, sich Robespierres weiteren Fortschritten zu widersetzen. Robespierre, um sich aufrecht zu erhalten, suchte die Jakobiner dahin zu bringen, sich seiner und seiner Anhänger anzunehmen; allein es gelang ihm nicht.*

Am 26ten betrat er im Konvent die Rednerbühne. Er suchte sich gegen den Vorwurf, dass er nach der Alleinherrschaft strebe, zu vertheidigen, und sagte unter anderm, dass, seitdem er die Existenz des höchsten Wesens proklamiert habe, die Nachfolger Heberts und Dantons wüthend gegen ihn geworden wären; auch suchte er das von ihm ausgesprengte Gerücht zu widerlegen, dass er noch 30 Deputirte des Convents wolle hinrichten lassen . . . Es traten nun mehrere Mitglieder auf. Am folgenden Tage, dem 27ten, sagte Tallien: Kein guter Bürger, der das Unglück des Vaterlandes sieht, kann seine Thränen zurückhalten. Billaud sagte: ihr werdet vor Abscheu zittern, wenn ihr erfahret, dass die Nationalgarde in Paris den schlechtesten Händen anvertrauet ist . . . Robespierre ist ein Tyrann, der den Nationalkonvent mit einem unerträglichen Übermuth behandelte. . . . Wollt ihr noch einmal unter

einem Tyrannen leben? Alles schrie: Nein! nein! Robespierre trat auf die Rednerbühne u. wollte sprechen; allein man höhnte ihn aus und rief überall: Herunter mit dem Tyrannen! herunter mit dem neuen Cromwell! Tallien sagte: Zerrissen ist der Schleier: bald wird der Tyrann vernichtet seyn . . . Ich selbst habe mich mit einem Dolch bewaffnet, um diesen Tyrannen umzubringen, wenn der Konvent ihn nicht hinrichten lässt. . . . Robespierre gab sich alle Mühe, sich Gehör zu verschaffen. Endlich schrie er: ich verlange den Tod, und blickte mit Wuth und Verzweiflung umher. Diejenigen Deputirten, die gegen ihn gesprochen hatten, nannte er Bösewichter, Spitzbuben, feige Menschen und Heuchler. Der Tumult wurde stark; der Präsident setzte den Huth auf. Robespierre wollte sprechen, aber man litt es nicht. Mit welchem Recht, schrie er endlich vor Wuth, schützt der Präsident Meuchelmörder? (abermaliger Tumult) und der Präsident bedeckte sich zum zweiten male. Alle forderten ein Arrestdekret, und endlich wurde es unter allgemeinem Händeklatschen und dem Geschrei «es lebe die Republik!» genehmigt. Man verlangte auch, dass der Bruder Robespierre's, ferner St. Just, sein Mitverschworner, und Couthon arretirt werden sollten.

Robespierre und mehrere seiner Mitschuldigen wurden gegen den Willen des Sicherheitsausschusses nach dem Luxembourg gebracht. Der dortige Aufseher wollte sie nicht annehmen, sondern schickte sie auf das Gemeindehaus. . . . Es sammelten sich viele Truppen um den Konvent, viele Sektionen der Stadt kamen nach und nach, und versicherten demselben ihre Anhänglichkeit.

Die ausgesandten Deputirten drangen nunmehr an der Spitze mehrere Sektionen in das Gemeindehaus. Robespierre hatte ein Messer in der Hand, wehrte sich und verwundete sich dabei heftig am Kopfe. Sein Bruder sprang zum Fenster hinaus und zerbrach beide Beine.

Nachmittags nach 4 Uhr wurden folgende Personen nach dem Revolutionsplatz gebracht, und nach 7 Uhr war die Hinrichtung vollzogen: Maximilian Robespierre, 35 Jahre alt, und dessen Bruder, Couthon, 38 Jahre, St. Just, 26

Jahr alt, sämmtlich Deputirten des Konvents, der Kommandant Henriot, 33 Jahre alt, der General Lavalette, Dümas, Präsident des Revolutionsgerichtes, Fleuriot, Maire von Paris, Payan, Nationalagent der Pariser Gemeinde, Vivier, Präsident der Jakobiner, Gabeau, Municipalbeamter und Bernard, Genti, Simon, Laurent, Warme, Forestier, Güerin, Hazard, Cochefer, Bougnon und Quenet, samtl. Mitglieder des Generalconseils der Pariser Gemeinde. Die Köpfe des Robespierre, Henriot, Dümas und einiger andern wurden dem Volk gezeigt. Nie sah man noch bei einer Hinrichtung so viele Menschen versammelt als bei dieser. In allen Strassen, durch welche die zum Theil blutenden Verschworenen geführt wurden, und auf dem Revolutionsplatze erschallte allgemein das Geschrei «die Bösewichter! Es lebe die Republik, Es lebe der Konvent!» Jedermann schwenkte zum Zeichen seiner Zufriedenheit den Hut hoch in der Luft. Alle hefteten die Augen auf Maximilian Robespierre, Couthon und Henriot, und gaben ihnen die deutlichsten Merkmale ihres Abscheus.

Soweit die Berichterstattung der Vossischen Zeitung. «Das grösste Verbrechen in den Augen Robespierre's», berichtete sie später, «war, wenn jemand für das Fest des höchsten Wesens und für die andern Ceremonien, bei welchen er präsiert hatte, wenig Achtung zeigte. Seine infamsten Agenten hatten nichts von ihm zu fürchten, wenn sie bloss Räubereien und Mordthaten begingen; wollte man sie aber stürzen, so brauchte man Robespierre bloss zu sagen, dass sie von dem Feste des höchsten Wesens schlecht gesprochen hätten.»

Dieses Fest hatte soeben erst, am 8. Juni, vom Nationalkonvent auf Anregung ihres Vorsitzenden Robespierre, stattgefunden. Das Fest des höchsten Wesens war nach minutiösen Vorbereitungen mit ungeheurem Pomp gefeiert worden: Trommelwirbel, Sängerschöre, Artilleriesalven, Eichenkränze, flatternde Trikoloren, zweimal eine zündende Rede Robespierres, mit brennender Fackel in der Hand, mit der brennenden «Fackel der Wahrheit». 480 weissgekleidete Mädchen mit Blumenkörben, eben so viele Mütter mit Säuglingen, 480

Jünglinge und eine gleiche Anzahl Greise – ein Wagen mit blinden Kindern, welche während des Zuges einen Lobgesang auf die Gottheit anstimmten. – Das grandiose Spektakel, dem herrliches Wetter beschieden war, war ausgeheckt worden von Robespierres Favorit, dem begabten Maler Louis David (1748–1825), der sich später auch der Gunst Napoleons erfreute. (Er schuf berühmte Bildnisse wie 1793 zum Beispiel dasjenige des ermordeten Marat in der Badewanne, später Bonaparte, den Großen St. Bernhard hinansprengend und Napoleons Kaiserkrönung in Notre Dame).

Wie mag es da die Nacht hindurch in allen Kneipen und Gassen gedröhnt haben: *Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé . . . !* die Marseillaise, der triumphale Song, der erst zwei Jahre zuvor erdacht worden und im Nu das ganze Land durchbraust hatte. 1789 war es das infame Revolutionslied mit dem Refrain *ça ira! ça ira! ça ira!*, les aristocrates à la lanterne gewesen, das allerorten in zügelloser Anarchie gegröhlt worden war, damals, als man die verhassten Adligen noch an den Laterne aufgeknüpft und sich all ihres Besitzes schamlos bemächtigt hatte. Mittlerweile waren ihrer die meisten ermordet worden oder ins Ausland geflohen. In den umliegenden Ländern wimmelte es von Emigranten.

Man kann sich in der Tat die von den entfesselten Jakobinern begangenen Greuel nicht abscheulich genug vorstellen. Eine Rotte entmenschter Weiber verlangte frech, es hätten alle Sechzigjährigen und alle Unfruchtbaren ihres Geschlechts geköpft zu werden. Mittlerweile kauften sich eitle Damen gierig das Haar der noblen Umgebrachten und stolzierten, am Morgen angetan mit einer schwarzen, am Mittag mit einer braunen und am Abend mit einer blonden Perücke über die Boulevards.

Zeit, endlich wieder zu «unserem» Kalender zurückzukehren. Robespierre und Konsorten hielten ihn zweifellos für eine bedeutende Er rungenschaft. Am 5. Oktober 1793 trat er in Kraft. Wer ihn nicht anwendete, verfiel der Todesstrafe.

Ein willkommener Zufall spielte mir den Nachdruck eines solchen, den sog. Helveti-

schen Revolutionsalmanach für das Jahr 1800, in die Hände. Sein Original befindet sich im Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Er wurde alsogleich in Druck gegeben, nachdem die Franzosen in der Schweiz eingefallen waren; doch nahm man kaum Notiz von ihm. Er stellt den Ablauf des Jahres in unserer gewohnten Abfolge dar, d.h. er beginnt mit dem vorzeiten von Julius Cäsar festgesetzten 1. Januar und endigt mit dem 31. Dezember, verwendet die gebräuchlichen Namen des Gregorianischen Kalenders aus dem 16. Jahrhundert mit seinen vielen Heiligen und Märtyrern; daneben aber stehen die erstaunlichen Benennungen, welche die Herren Jakobiner des Pariser Nationalkonvents umsichtig für einen jeden einzelnen Tag des Jahres er sonnen hatten, Begriffe, vorab dem Reich der Pflanzen, der Tiere, der Mineralien und Gerätschaften des Alltags entnommen, um nachdrücklich ein jeder Religion entfremdetes Volk von Atheisten heranzuziehen.

Diese zum Teil absonderlichen Benennungen versuchte ich mit Fleiss ins Deutsche zu übersetzen, vor allem mittels des Sachs-Villatte, dieses famosen zweibändigen französisch-deutschen und deutsch-französischen Handwörterbuches, welches erstmals schon 1869 bei Langenscheidt und seither in stets neubearbeiteten Auflagen als sog. Grosswörterbuch wieder und wieder aufgelegt wird. Die gelehrten Herren Professoren Karl Ernst August Sachs und Césaire Villatte haben sich mit ihrem Gemeinschaftswerk beispielhafte Verdienste erworben.

Dennoch, was ich mir vorgenommen hatte, gelang mir nicht lückenlos. Ich musste mich beschämt zu mehreren Fragezeichen bequemen. Möglich, dass ein zünftiger Romanist sie sich nicht hätte zuschulden kommen lassen.

Der Ertrag meiner Erkundungen sei gleichwohl nachfolgend wiedergegeben, und am Schluss eines jeden Monats mögen die französischen Wörter figurieren, die ich nicht zu entziffern wagte.

Die 31 Tage des Monats Januar erhielten folgende Bezeichnungen:



Pech, Terpentin, Tonerde, Mergel, Kaninchen, Gips, Kalk, Schiefer, Sand, Getreideschwinge, Sandstein, Feuerstein, Quecksilber, Blei, Katze, Zinn, Kupfer, Eisen, Salz, Sieb, Lorbeerzweig, Moos, Mäusedorn, Schneeglöckchen, Stier, Steinlorbeer, Bergwerk, Festung, Pappel, ?, Nieswurz.

Für mich rätselhaft der 30. Januar mit der Bezeichnung Coigner.

Die 28 Tage des Monats Februar:

Broccoli, Narzisse, Haselstrauch, Kuh, Buchsbaum, Efeu, Eibe, Lungenkraut, Winzermesser, Täschelkraut, erhöhter Platz (inmitten des Orchesters im griechischen Theater), Quecke, Bummel, Kalb, Färberweide, Haselstrauch, Alpenveilchen, Schöllkraut, Schlitten, Huflattich, Kornelkirsche, Bratschist, Liguster, Rad, Haselwurz, Kreuzdorn, Veilchen, Salweide.

Oft boten sich mir für ein und dasselbe Wort mehrere Begriffe an. Den 12. Februar nannten

sie Chiendent; das heisst sowohl Quecke als auch Asbest. Den 19. nannten sie: Traineu; das heisst sowohl Schlitten als auch Schlepnetz.

Die 31 Tage des Monats März:

Spaten, Lorbeer, Ulme, Erdrauch, Schotendotter, Ziege, Spinat, Gemswurz, Sternmiere, Kerbel, Schnur, Alraune, Petersilie, Löffelkraut, Gänseblümchen, Zicklein, Löwenzahn, Grasmücke, Frauenhaar, Esche, Steckholz, Schlüsselblume, Platane, Spargel, Tulpe, Hahn, Krage, Birke, Osterglocke, Erle, Pfropfmesser.

Nur zögernd schrieb ich für den 5. des Monats das Wort Schotendotter nieder; was mag darunter zu verstehen sein?

Die 30 Tage des Monats April:

Immergrün, Hagebuche, Morchel, Buche, Huhn, Lattich, Lärche, Schierling, Rettich, Bie-

April.

GERMINAL.

Dienstag	1 H. Bischof	Prinidi	11	Pervenche
Mittwoch	2 Abundus	Duodi	12	Charne
Donnerst.	3 Venatius	Tridi	13	Morille
Freitag	4 Ambros.	Quartidi	14	Hêtre
Samstag	5 Martian.	Quintidi	15	Poule
Sonntag	6 Jrenäus	Sextidi	16	Laitue
Montag	7 Celestinus	Septidi	17	Mélèze
Dienstag	8 M. in Eg.	Octidi	18	Ciguë
Mittwoch	9 Procur.	Nonodi	19	Radis
Donnerst.	10 Ezechiel	Décadi	20	RUCHE
Freitag	11 Leo Pabst	Prinidi	21	Guainier
Samstag	12 J. Pabst	Duodi	22	Romaine
Sonntag	13 Dsterf.	Tridi	23	Maronnier
Montag	14 Tiburt.	Quartidi	24	Roquette
Dienstag	15 Raphael	Quintidi	25	Pigeon
Mittwoch	16 Daniel	Sextidi	26	Lilas
Donnerst.	17 Rudolf	Septidi	27	Anémone
Freitag	18 Valerius	Octodi	28	Pensée
Samstag	19 Werner.	Nonodi	29	Mirthill
Sonntag	20 Herman.	Décadi	30	COUVOIR
FLO- REAL.				
Montag	21 Fortun.	Prinidi	1	Rose
Dienstag	22 G. Pabst	Duodi	2	Chêne
Mittwoch	23 Georgius	Tridi	3	Fougère
Donnerst.	24 Adalbert.	Quartidi	4	Aubépine
Freitag	25 M. Evar.	Quintidi	5	Abéille
Samstag	26 Anacletus	Sextidi	6	Ancolie
Sonntag	27 Anastas.	Septidi	7	Muguet
Montag	28 Vitalis	Octodi	8	Champignon
Dienstag	29 Peter M.	Nonodi	9	Hyacinte
Mittwoch	30 Quirin.	Décadi	10	RATEAU

Eine Seite aus dem Kalender «Helvetischer Almanach».

nenkorb, ?, Waage, Rosskastanie, Seiden-
spule, Taube, Flieder, Anemone, Stiefmütter-
chen, Heidelbeeren, Eierbrüter, Rose, Eiche,
Farn, Weissdorn, Biene, Akelei, Maiglöcken,
Pilz, Hyacinthe, Rechen.

Das Wort, mit dem ich nicht zurande kam,
der 11. April: Guainier.

Die 31 Tage des Monats Mai, welche mir fünf
Fragezeichen bescherten:

Rhabarber, Esparsette, ?, ?, Seidenwurm,
Wallwurz, Wiesenknopf, ?, Melde, Jäthacke, ?,
Kaiserkrone, ?, Baldrian, Karpfen, Spindel-
baum, Schnittlauch, Ochsenzunge, Senf, Hir-
tenstab, Luzerne, Taglilie, Klee, Engelwurz,
Ente, Melisse, Weizen, Türkenbund, Quendel,
Sense, Erdbeere.

Die fünf Fragezeichen: Bâton-d'or, Chameri-
sier, Corbei d'or, Staticé, Rourrache. – Nicht
einmal Goldstab und Goldkorb schienen mir ir-
gendwelchen Sinn zu ergeben.

Die 30 Tage des Monats Juni:

Betonie, Erbse, Akazie, Schilf, Nelke, Holun-
der, Mohn, Linde, Heugabel, Kornblume, Ka-
mille, Geissblatt, Labkraut, Schleie, Jasmin,
Verbene, Thymian, Pfingstrose, Fuhrwerk,
Roggen, Hafer, Zwiebel, Ehrenpreis, Maultier,
Rosmarin, Gurke, Schalotte, Wermut, ?, Ko-
riander.

Nicht auszumachen für mich der 27. des Mo-
nats: Faucule.

Die 31 Tage des Monats Juli, der mir
schmähliche 6 Fragezeichen bescherte:

Artischocke, Goldlack, Lavendel, ?, Tabak,
Johannisbeere, Gerste, Kirsche, Park, Minze,
Kümmel, Bohnen, Lotwurz, Perlhuhn, Salbei,
Knoblauch, Wicke, ?, ?, Dinkel, ?, Melone, ?,
Schafbock, Schachtelhalm, Beifuss, Saflor,
Maulbeere, Giesskanne, Hirse, ?.

Ganz abgesehen davon, dass ich mir unter
Saflor nichts vorzustellen vermag, die Frage-
zeichen vom 4., vom 18., 19., 21., 23. und 31.
Juli präsentieren die Namen: Lumart, Ried,
Chalemie, Rouillon, Jvroie und Salicot.

Die 31 Tage des Monats August, leider wie-
derum verunziert durch 5 Fragezeichen:

Aprikose, Basilienkraut, Schaf, Eibisch,
Flachs, Mandel, Enzian, Schleuse, ?, Kapern-
strauch, Linse, ?, Lamm, Myrte, Raps, Lupine,

Baumwolle, Mühle, Pflaume, Hirse, Bovist,
Wintergerste, Kornblume, Tuberoze, ?, ?, Süß-
holz, Leiter, ?, Fenchel, Berberitze.

Nicht klug zu werden vermochte ich über die
Ausdrücke Corline, Aubrée, Sucrion, Apocin
und Quâsteque.

Die 30 Tage des Monats September:

Nuss, Gründling, Stabwurz, ?, Kreuzdorn,
Tagetes, Tragkorb, Heckenrose, Haselnuss,
Hopfen, Sorghum, Krebs, Bitterorange, ?,
Mais, Edelkastanie, Korb. – Hier hatte man die
fünf Ergänzungstage eingeschaltet, die von 12
mal 30 Tagen zum vollen Jahre fehlten, ge-
weiht der Tugend, dem Genie, der Arbeit, der
Meinung und der Belohnung. Es folgten:
Traube, Safran, Kastanienbaum, Zeitlose,
Pferd, Springkraut, Karotten, Amarant.

Nicht zu deuten vermochte ich die Wörter
Cardiore und Verge-d'or.

Die 31 Tage des Monats Oktober:

Pastinak, Fass, Kartoffel, Strohlblume, Stein-
pilz, Reseda, Esel, Wunderblume, Kürbis,
Buchweizen, Sonnenblume, Kelter, Hanf, Pfir-
sich, Gimpel, ?, Ochse, Aubergine, Pfeffer, To-
mate, Gerste, Tenne, Apfel, Sellerie, Birne,
Runkelrübe, Gans, Heliotrop, Feige, Schwarz-
wurz, Mehlbeere. – Nicht auszumachen: der
16. Oktober: Grénésienne.

Die 30 Tage des Monats November:

Pflug, Bocksbart, Karst, ?, Endivie, Trut-
hahn, ?, Kresse, Bleiwurz, Granatapfel, Egge,
Bacchantin, Olive, Krapp, Orange, Gänserich,
Pistazie, ?, Quitte, Eberesche, Walze, Rapun-
zel, Futterrübe, Zichorie, Mispel, Schwein,
Mahlzeit, Blumenkohl, Fichte, Wacholder-
beere.

Die drei Fragezeichen: Poireterre, Chiroui,
Macjonc.

Die 31 Tage des Monats Dezember:

Hacke, Thuja, Rettich, Zeder, Tanne, ?, ?, Zy-
presse, Efeu, Birke, Karst, ?, Heidekraut,
Schilfrohr, Sauerampfer, Grille, Giebel, Kork-
eiche, Trüffel, Olive, Schaufel, Schnee, Eis, Ho-
nig, Wachs, Hund, Miststock, Petrol, Stein-
kohle, Harz, Dreschflegel.

Laye, Aione, Etable-Sucre musste ich un-
übersetzt lassen.

Wie mögen die Franzosen ingrimmig ihren

vertrauten Kalendernamen nachgetrauert haben!

Zum Schluss noch ein Kapitel der Französischen Revolution, das die Schweiz zutiefst betroffen hat. Mit dem ominösen Kalender freilich hat es nichts zu tun. Es geht um das tragische Schicksal der im Solde Ludwigs XVI. stehenden Schweizergarde. Wilhelm Oechsli, gestorben 1919, vormals Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, bezifferte ihre Zahl in seinen «Bildern aus der Weltgeschichte» auf 750 Mann.

Mit dem Datum vom 10. August 1792 liess sich die Vossische Zeitung von ihrem Pariser Korrespondenten berichten: «*Unsre Stadt ist aufs neue voll der schrecklichsten Verwirrung, und die zügellose Anarchie kann kaum noch weiter gehen*», und drei Tage später: «*Es ist ein schreckliches Blutbad vorgefallen, die Tuilerien sind geplündert; der König ist suspendiert und gefangen*». Die Tuilerien waren zu jener Zeit das Stadtpalais, das Schloss des Bourbonenkönigs und seines Hofstaats. Der König mit seiner Familie befand sich in der Nationalversammlung und musste sich das Dekret seiner schmachvollen Entmachtung an Ort und Stelle anhören, während sein Schloss beschossen, erstürmt und geplündert wurde. Das Gesindel auch aus den Vorstädten wälzte sich zu Hunderttausenden vor die königliche Residenz. Die Schweizergarde wehrte sich wie die Berserker, bekam dann aber, vom König übermittelt, den Befehl, ihre Kanonade einzustellen. Dadurch ward ihr Schicksal besiegelt. Es wurden ihrer immer weniger, «*hatten endlich ihre 44 Patronen verschossen*», meldet die Vossische Zeitung, «*und nun, da auch ihre Kräfte erschöpft waren, entstand ein fürchterliches Gemetzel. Die gefallenen Schweizer wurden entkleidet und man steckte die Fetzen der Uniformen auf Piken und Bajonette. Den Offizieren wurden die Eingeweide und das Herz aus dem Leibe gerissen und ebenfalls auf Piken gesteckt. Bis dahin waren wenigstens 1200 Kanonenschüsse auf das Schloss geschehen; und als der rasende Haufe nun eindrang, wurde alles, was königliche Livrei hatte, alle Pagen, Hofbedienten, Ludwigsritter und Hofleute er-*

mordet; selbst nicht die Kammer- und Küchenmädchen, kurz kein Mensch im Schlosse kam mit dem Leben davon, einige Hofdamen ausgenommen, die nach dem Gefängnisse der Abtei transportiert wurden. Vom Schlosse bis zu den Eliseischen Feldern lag alles voll Leichen. In dem Schlosse selbst war der Gräuel wo möglich noch schrecklicher. Sobald nichts mehr zu morden war, machten die Sieger sich über die Mobilien und Fenster des Schlosses her. Es blieb kein Spiegel, keine Fensterscheibe ganz. Die Betten wurden aufgerissen und die Federn aus den Fenstern geschüttet. Alle Meubles wurden zerschlagen, Bücher und Papiere zerrissen, Kleider und Wäsche zum Theil gestohlen, zum Theil ebenfalls vernichtet. Ungeachtet die Rasenden eine Art von Polizei hielten und jeden, den sie auf Stehlen ertappten, sogleich mit einer Pike niederstachen, ist doch sehr vieles geraubt und nur ein kleiner Theil der Kostbarkeiten der Nationalversammlung überbracht worden. Bei den Weinfässern, die man aus den Kellern hervorgeholt hatte, sofften sich mehrere Männer und Weiber auf der Stelle todt. Andre lagen ganz sinnlos auf todtten Leichnamen, theils ausserhalb theils innerhalb des Schlosses. Betrunkene Weiber zogen die Kleider der Königin und der Madame Elisabeth (Schwester des Königs) an, fielen taumelnd auf die Sofas hin und tranken aus silbernen Nachtgeschirren noch immer mehr. Gewiss ist für Millionen in und an dem Schlosse zerstört worden. Es brach auch an mehreren Orten Feuer aus; allein durch den Eifer der Nationalgarden ward die Flamme bald wieder gelöscht, ohne weit um sich gegriffen zu haben. Indess man so in dem Schlosse wüthete, wurden etwa 150 Schweizer, die sich am Ende auf Diskretion ergeben, imgleichen etwa 80, die man in den verschiedenen Wachen der Stadt ergriffen hatte, nach dem Greveplatze geschleppt und wie das Vieh einer nach dem andern geschlachtet. Das Volk, vorzüglich die Weiber, klatschte und jauchzte bei jedem Todtschlage, dass die Fenster hätten zittern mögen. Nur der General der Schweizer, Herr von Affry, ward nach der Abtei gebracht. Der ganze Platz schwamm von Blut; und man sah allenthalben Köpfe, Arme, Beine, Herzen

etc. auf Piken im Triumph umher tragen. Auf den Boulevards spielten selbst die Kinder mit Köpfen. Man rechnet, dass 1200 Schweizer geblieben sind, worunter aber 300 verkleidete Edelleute gewesen sein sollen. Von den Vorstädtern und Föderirten sind gewiss über 3000 gefallen.»

Die Neue Zürcher Zeitung Nr. 1219 vom 1. August 1916 veröffentlichte den Brief eines dem Massaker entkommenen Unterleutnants an seine Geschwister in der Schweiz. Er begann seinen ergreifenden Bericht am 10. August und endete ihn am 3. September des blutigen Jahres 1792. Wir geben ihn nachfolgend ungekürzt wieder.

Paris, den 10. August 1792. Biss in den Tod herzlich geliebte Geschwisterte.

Ich fange an, ein trauriges Schicksal zu beschreiben, ich weiss aber nicht, ob ihr diese Zeilen, welche euer auf den Tod betrübter Bruder euch widmet, werdet zu sehen bekommen oder nicht, die Hoffnung ist klein und die Gefahr ohnbeschreiblich gross, allein es scheint mir, als wenn ich einen merklichen Trost empfangen sollte, meinen mitleidenswürdigen Umstand euch auf dieses Papier zu setzen. Ich will und kann auch nicht euch sagen, was sich heute zugetragen, weilen ich keinen wahrhaften Bericht davon haben kann.

Heute am Morgen um ohngefähr acht Uhr war ich vor der Porten einer Caisse, wo ich alle Tag meine Verrichtung hatte, und ich wartet allda bis man auf machen würde; es kamen unterschiedliche Personen und sagten, dass man eine falsche Patrouille im Champs Elysee aretiert und dass der Pöbel schon Vielen die Köpfe abgehauen und dass man selbe in der Stadt herumtrage. Bald darauf sagete man, dass schon viele Leut auf dem Carouzelle versamlet seyen, und dass man nur auf die Einwohner der Forburg St. Antoine warte, umb mit Gewalt in die Tuilerien zu dringen und das ganze Schloss niederzureissen. Das ganze Regiment der Schweizergarde war alda, ausgenommen dreihundert Mann, welche verwichenen Dienstag auf Evreux in die Normandie seind detachiert worden, ich fürchtete aber noch nicht, dann ich hoffete, dass die Garde

Nationale sambt der Schweizer Garde dieses Vorhaben des Pöbels vernichten werde, wie ich schon öffter erfahren. Bald darauf kam Zeitung, dass die Schweizer auf den Pöbel Feuer gegeben haben, und dass die Schlacht angefangen. Ich könnte dieses noch nicht glauben. Bald aber hörte man ein Kanonenfeuer. Jederman lieffe bestürzt und zitternd hin und wider. Man bestätigte, dass die Schweizer wirklich auf die Bürger schiessen. Gute Freund ermahnten mich und meine sechs Soldaten, uns zu verstecken, also fienge ich zu fürchten an. Ich gieng in mein Zimmer und nahm meine Soldaten mit; zum Glück habe ich Bürgerkleider, welche ich gleich anzog. Ich sagte denen Soldaten, sie sollen im Zimmer bleiben und sich nicht sehen lassen. Es ist nicht auszusprechen, in was bedauernswerten Zustand wir uns befanden. Wir bliben in unserem Zimmer. Meine Frauen waren unsere Botten, welche uns die Neuestikeiten in unser Gefängnis brachten, etwelche alle Mal schrecklich waren, das erste Mal kam meine Frau weinend und sagte, dass man schon Grenadier Katzen (?) und Stücken von Schweizer Röcken in denen Strassen herumtrage, ein andere, dass das Königsschloss schon in vollem Brand, oh welch ein trauriger Augenblick. Ich dorfte mich nicht sehen lassen, ich hörte immer mit Stücken schiessen, ich sahe den dicken Rauch aufsteigen bis in die Wolken, ich hörte ein greuentliches Schreien und Rufen in denen (Strassen). In die Strass sehen konnte ich nicht, weil unser Zimmer von der Strass entfernt. Nun kombt mein Schattiger aus der Hall zurück und sagt, dass man die zerstückten Körper von denen Schweyzern in denen Strassen herumschlege, wie auch, dass man ihre ausgerissenen Herzen an denen Spitzen der Säbel herumtrage. Jedsmal wann man mit einem Stück von einem ermordeten Schweizer vorbey passierte, hörte ich rufen und schreien: Ho-ho, bravo, bravo, welches mit durch Mark und Bein gieng. O Grausamkeit und ohnbeschreibliche Qual, so oft ich schreyen hörte in der Strass, so oft schreye ich in meinem Zimmer; Ach Gott, nun wird widerum ein Stück von einem meiner Landsleuten und Mitbrüder herumgeschletzt. Es ist nicht zu begrei-

fen, wie es umb mein Herz stehet, ich bin vor Mitleiden, Forcht, Angst und Zorn ausser mir, was machen, was anfangen, wie wird es mir ergehen? Jedermann ist bekannt, dass Schweizer hier in dem Tresor, man wird genöthiget sein, uns dem Pöbel zu überliefern, damit er nicht unter dem Vorwand, die Schweizer zu haben, den Tresor plündern. Was mich noch tröstete, ist, dass man Bruder J. . . nicht bei der Affaire sich befindet . . .

Ich hab zunächst zunacht gessen und bin schlafen gegangen. Den andern Tag, die erste Zeitung, so ich empfieng, ware, dass man alle Gefangenen in allen Gefängnissen in der Nacht umbs Leben gebracht. Schon seit langer Zeit giengen mir Stich durchs Herz, wan ich von solchen Grausamkeiten reden hörte. Man soll sich nun einbilden, was ich diesmal werde empfunden haben. Der Überrest von unserm Regiment befande sich in denen Gefängnissen. Ach, sagte ich, nun seind wir alle verloren, es ist kein Hoffnung mehr übrig. Doch sagte man mir, dass man denen Soldaten, so sich im Palais Bourbon befanden, nichts leids gethan. Dies war noch ein kleiner Trost vor mich, und ich fieng wiederum zu hoffen an. Ich kann nicht mehr fortfahren, ich höre ein sehr erschreckliches Schreyen und Rufen, und weiss nicht, was es bedeutet oder sagen will. Gott erhalte uns. Mein ganzer Leib zittert . . .

Nun fange ich wieder zu schreiben an. Ich war nun immer in meinem Zimmer und wartete auf die Zeitung, was das Geschrey zu bedeuten habe. Da kam meine Frauen, obschon sie den ganzen Morgen sehr betrübt gewesen, sahe ich doch in ihren Augen eine neueste Bestürzung. Sie fieng gleich an zu weinen, dass es erbärmlich war. Nun kann sie nicht mehr weinen, ich fürchtete alle Augenblicke, sie werde ersticken, sie verkehrte die Augen als wie eine Person, so den Geist aufgeben will. Ich fragte sie, ob sie was neues vernommen? Sie sahe mich starr an, ohne ein Wort reden zu können. Wer kann sich doch vorstellen den erbärmlichen Stand, in welchem ich mich befande. Über lange Zeit kame meine Fraue zu reden und sagte: <Ach Gott, man hat alle Schweizer, so im Palais

Bourbon gewesen, umbs Leben gebracht. Kein einziger ist darvon gekommen.> Ich hörte dies so verstunt an, als wäre ich vom Himmel auf die Erde herunter gefallen und konnte kein anderes Wort sprechen als: <He bien à la garde de Dieu!> Meine Knie fiengen an zu zittern, das Herz zu klopfen, die Augen waren finster und ich sahe vor mir nichts anderes als einen grausamen Tod. Ich war so entsetzt über die greuliche That, dass ich des Lebens nun recht müde war und wünschte schon getötet zu sein, denn ich sahe keine Hoffnung mehr zu selbes retten. Ach Gott wir seind alle verloren, es wird kein Schweizer mehr übrig bleiben. Mein Bruder ist das erste Mal darvon kommen, nun aber ist keine Hoffnung mehr. Du allein allmächtig gürtiger barmherziger Gott kannst uns aus dieser Gefahr noch retten, Du allein kannst machen, dass wir Geschwisterte samt unseren Familien uns in unserem lieben Vatterland versammelt sehen können . . . Ach was vor Schmerzen litte ich, mein Herz war so gestrengt, dass ich kaum Athem schöpfen konnte. Ich sahe mein liebes Weib vor Angst, Kummer und Herzeleid jämmerlich leiden vor meinen Augen mein Kind, so bey der nourrice, verlassen oder gar getötet, mein Bruder, der nämlichen Todesgefahr ausgesetzt. Gott allein ist bekannt was ich erlitten habe. Ich bekenne noch einmal, dass wan die Allmacht Gottes nicht erhalten, so hätte mein Herz in tausend Stück zerspringen müssen. Schon seit etwelchen Tagen war mein grosser Kummer, wie ich nun werde mein Weib und Kind ernähren können, weil ich meine Plätze verloren. Jetzt aber begehre ich anders nicht, als dass wir alle mit dem Leben darvon kommen möchten. Ach wie inniglich wünschte ich, dass wir alle nackend und bloss in den Reinen uns befinden möchten. Ich wollte gerne das wenige was ich dato mit saurem Schweiss erspartet verlassen und mit meinen Händen die Erde umkratzen umb mich und meine kleine Familie zu unterhalten, aber ich sehe keine Hoffnung darvon zu kommen. Der Massacre in denen Prisonen dauert fort, die abgeschlagenen Köpfe werden herumgetragen und die Leiber herumgeschleppt in allen Strassen. Man hört nichts anders als ein erschreckliches Heu-

len und Schreien, General schlagen und Sturm läuten.

. . . Wenn ich auch diesmal darvon komme, so wird es nicht lange dauern, ich hab alles ausgesonnen, was nur Menschen möglich war umb weg zu gehen, hab aber nichts können finden, so möglich ware zu vollführen, kein Mittel, keine Hoffnung, kein Trost bleibt mir übrig; ich darf mich vor meinen besten Freunden nicht sehen lassen, die zuweilen bey mir seind. Auch wie meine Frauen und die ihrige seind eben so betrübt wie ich und nicht im Stand, mich zu trösten oder aufzumuntern. Von meinem Bruder hatte ich keine Nachricht. Meine Frauen war mehr tot als lebend. In solchen Umständen befinde ich mich nun, liebe Geschwisterte, dass ich nicht weiss was anfangen. Ich ergieb mich gänzlich dem allmächtigen Gott, ohne dessen Willen geschieht nichts, ich gieb mir keine Mühe mehr der Gefahr zu entgehen, denn alle menschliche Macht ist zu schwach. Gott wolle uns erhalten. Ich zweifle, liebe Geschwisterte, ob ihr dieses traurige Schreiben werdet zu sehen bekommen, weilen ich es nicht auf der Post euch zuschieben darf, und ich fürchte, dass nach meinem Tode niemand es werde mit der Zeit überschicken können. Betet zu Gott für uns! lebet wohl und betrübet euch nicht zu sehr und gedenket, dass der allmächtige Gott es also verordnet und in all diesem nur sein Wille geschehe!

Ich grüsse euch alle zu tausend und tausend Mal und bin und bleib bis in Tod Euwer getreuer Bruder

Finie, le 3. septembre 1792 J. Bonifaci Good

Noch war der Blutrausch der Jakobiner nicht gestillt. Am 21. September 1792 war die Abschaffung der königlichen Würde und die Entstehung der Republik proklamiert worden. «Viele Bildnisse des Königs sind zerrissen und in die Seine geworfen worden». Der Königstitel und sämtliche Privilegien wurden Ludwig XVI. aberkannt. Er war von Stund an nur mehr der Bürger Ludwig Capet, und bald schon war sein Tod beschlossene Sache. – Am vorgerückten Morgen des 21. Januars 1794 bestieg er das Blutgerüst. Er war im Gefängnis bis auf die Hälfte seines Gewichtes abgemagert. Der

Scharfrichter ging zweimal mit seinem Kopf auf dem Schaffot herum und zeigte ihn dem Volke. Etliche tauchten ihre Schnupftücher in das Blut, welches vom Schaffot herunterfloss; «ein junger Mensch, der wie ein Engländer aussah, gab einem Kinde 15 Livres, dass es ein sehr feines weisses Schnupftuch in das Blut tauchen sollte; ein anderer bezahlte 24 Livres für den Haarzopf». – Der Hingerichtete war am 23. August 1754 geboren worden, vermählte sich am 16. Mai 1770 mit Marie Antoniette, der damals noch blutjungen Erzherzogin von Österreich, Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Auch die verhärmte Königin endete ihr Leben ein paar wenige Monate nach ihrem Gemahl unter dem Fallbeil.

Die Schweiz aber errichtete ihren hingemetzelten Söldnern, unter denen sich auch mehrere Bündner befanden, auf Anregung des Obersten Karl Pfyffer zum ewigen Angedenken ein ungemein eindrückliches Monument, das Löwendenkmal in Luzern. Der dänische Bildhauer Bertel Thorwaldsen (1770 – 1844) entwarf es in Gips; der Konstanzer Lukas Anhorn arbeitete es 1820/21 in den natürlichen Sandstein. Der sterbende Löwe ruht in mehr als dreifacher Lebensgrösse in einer erhöht gelegenen Felsenhöhle; aus seinem Rücken ragt ein abgebrochener Speer, mit seiner Tatze deckt er schützend den Königsschild, ein Denkmal der Bildhauerkunst, das die Treue und den Todesmut der Schweizergarde, die in Paris am 10. August 1792 so grauenvoll dahingerafft wurde, ergreifend ehrt.

Der lächerliche Revolutionskalender aber, um kurz nochmals auf ihn zurückzukommen, wurde durch ein Senatsdekret am 9. September 1805 aufgehoben, und ab 1. Januar 1806 durfte männiglich sich aufatmend wieder des altgewohnten gregorianischen Kalenders mit all seinen Heiligen- und Märtyrernamen erfreuen.

«München, 4. Januar 1806», datierte Napoleon, seit Ende 1804 triumphaler Kaiser der Franzosen, ein Schreiben an den Polizeiminister Fouché und teilte ihm lakonisch mit, dass er dessen Bulletin vom 7. Nîvoise zur Kenntnis genommen habe.